

# Kammerspiele – Narrenfrei?

Foto: Mariola Gröner

Günther Wilhelm und Fine Kwiatkowski  
in „Todesanzeige – Eisbruch“.

## Andreas Hillger

Das Motto klang ein wenig nach unverhofften Ferien, aber auch nach besenreiner Übergabe: *Narrenfrei* hatten die Magdeburger Kammerspiele das letzte ihrer legendären Spektakel unter Leitung des scheidenden Intendanten Wolf Bunge genannt, bei dem sich die Protagonisten des vergangenen Jahrzehnts in den vergangenen Wochen noch einmal im Parkett und auf der Bühne versammelten. Und dabei trugen sie nicht zuletzt ihren eigenen, an kleinbürgerlicher Kommunalpolitik gescheiterten Anspruch zu Grabe, den sie ursprünglich aus politischer und ästhetischer Mündigkeit abgeleitet und im stolzen Attribut *Frei* formuliert hatten. Folgerichtig rahmten „Dantons Tod“ von Büchner und eine lokale Adaption des „Auftrags“ von Heiner Müller dieses Requiem auf eine gescheiterte Hoffnung. Stärker als Jörg Richters postrevolutionäre Reflexzonen-Massage, die im „Danton“ nur selten über äußerliche Schlächterschürzen-Modenschau und Dampfbad-Debatten hinaus kam, wirkten allerdings zwei Recherchen in weniger bekannten Textregionen. Denn inmitten der Familienpackung Müller, die außer dem „Auftrag“ auch noch Fine Kwiatkowskis Tanzprojekt „Todesanzeige – Eisbruch“, die „Philoktet“-Inszenierung von Mathias Mertens, das Hör-

theater „Bildbeschreibung“ von Aljoscha Begrich und die Installation „Glücksgott“ enthielt, reklamierte der Autor und Regisseur Armin Petras überraschende Ansprüche auf das Erbe dieses in klassischer Wirkungslosigkeit erstarrten Dichters.

Dies geschah vor allem mit seinem unter Pseudonym veröffentlichten und in einer parallelen Ringaufführung auch beim Leipziger Spektakel „www.heimat.de“



Foto: Norbert Pohlmann

Wolf Bunge (rechts) und der Künstlerische Betriebsdirektor Jörg Richter. Elf Jahre leitete Bunge die Freien Kammerspiele.

Bis zur Wende von 1989/90 waren die Kammerspiele in Magdeburg das „Theater für junge Zuschauer“ innerhalb der Bühnen der Stadt. Dann, in den Wirren der Zeit, nutzte eine junge Truppe um den Regisseur Wolf Bunge ihre Chance. Man trennte sich vom behäbigen Mutterhaus und gründete die Freien Kammerspiele Magdeburg. Elf Jahre lang leitete Wolf Bunge die kleine kreative Truppe. Jetzt verabschiedete er sich mit einem Spektakel, genannt „Narrenfrei“.



Foto: Mingo Wendt



Wolf Bunges Abschiedsinszenierung zum „Narrenfrei“-Spektakel: Fritz Katers „Vineta“ – Verlorene Existenzen am östlichen Rand Deutschlands. Oben: Andreas Herrmann, Iris Albrecht und Ruth Maria Kröger. Rechts: Ruth Maria Kröger.

## KLISCHEES

**Anna Langhoffs „Am toten Mann“ in Dessau uraufgeführt**

Der Aufruf ist ebenso unmissverständlich wie undurchführbar: „Party!“ fordern die Figuren in Anna Langhoffs Text „Am Toten Mann“ immer wieder von ihren Nachbarn und Verwandten, Party aber findet trotz bunter Lichterketten und deutschümelnder Schlager-Animation niemals statt. Denn unter die



Astrid Krenz in „Am toten Mann“.

Feierwilligen mischt sich unausweichlich ein ungebeter Gast, dessen Geist nicht zur Ruhe kommen kann. In der Uraufführung am Anhaltischen Theater Dessau ist er unschwer als jener Alberto Adriano zu identifizieren, der am 11. Juni 2000 von drei rechtsradikalen Jugendlichen zu Tode

getreten wurde.

Anna Langhoffs Arbeit sollte als Auftragsarbeit der Dessauer Bühne eigentlich eine szenische Anregung zum öffentlichen Diskurs bieten, mit dem man sich in der Muldestadt seither so schwer tut. Doch in der Inszenierung von Werner Tritzschler verschwimmt der klar strukturierte Entwurf schnell zu einer unscharfen Ansammlung von Klischees. Zwar nutzt die Inszenierung das nicht eben originelle Rotations-Prinzip, um den Zuschauer auf der Drehbühne von einem Schauplatz zum nächsten zu schwenken. Doch was man auf Seiten-, Hinter- und Vorbühne zu sehen bekommt, bleibt sich im Kern immer gleich: Ostdeutsche Trainingsanzug-Träger im Trabant, Plaboy-Häschen und Erzengel vor Daddel-Automaten oder mumifizierte Monstren wirken wie hilflose Alternativen zu jener Versuchsanordnung, die von der Autorin mit zahlreichen Tönen und Motiven aus dem allgemein zugänglichen Heiner-Müller-Archiv angedickt worden ist. Da Anna Langhoff ausdrücklich kein Betroffenheits-Theater animieren wollte, hätte sie eigentlich gewarnt sein müssen: Die zeitliche wie räumliche Nähe der Dessauer zu dem rassistischen Mord ließ die für eine solche Lesart der Geschichte nötige Distanz von vornherein als zweifelhaft erscheinen. So blieb der Auftrags-Arbeiterin am Ende nur die Wahl der Abwesenheit beim spärlichen Premieren-Applaus. Und dem Anhaltischen Theater die schwer verdauliche Repertoire-Position einer eher gut gemeinten als gut gemachten Pflichtübung.

Andreas Hillger

gezeigten Text „Vineta (oder wassersucht)“, der verlorene Existenzen am östlichen Rand des vereinigten Deutschlands ortet. Dass Hausherr Wolf Bunge diese komplexe, aus indirekter Assoziation und direkter Ansprache gemischte Vorlage von Fritz Kater als kollektive Trauerarbeit inszenieren konnte, die weit über die flotte Oberflächenpolitik des jungen Westdeutschen Markus Dietz in Leipzig hinausreichte, war fraglos eigenen biographischen Brüchen zuzuschreiben. Am Grenzwasser der Oder, das sich hier auf einer Videoprojektion trägt und unaufhaltsam über den Horizont wälzt, ist bei Petras-Kater mit der alten Zeit auch die gewohnte Welt zu Ende: Wo früher Boxer für den Punktsieg des Sozialismus trainierten, werden heute die Vereinigungsverlierer an- und ausgezählt. Die einstigen Sportasse therapieren die Spätfolgen ihrer Selbstausschüttung und prügeln sich mit den Schatten ihrer Vergangenheit. Und nachts, wenn alle Glatzen grau sind, fährt man an den Fluss, um sich ohne Rücksicht auf die Plattenbau-Nachbarn zu lieben oder die eigene Ohnmacht an den Wirtschaftsemigranten auszulassen. Petras benutzt und kontert solche sattem bekannten Klischees, indem er genau beobachtete Alltagssprache gegen den hohen Ton des chorischen Kommentars stellt. Bunge erkennt diese Stärke des Textes und vertraut auf dem wellenförmig geformten Untergrund auf eine weitgehend oratorische Wirkung, die durch sehnsüchtig-traurige Gitarrenriffs und

durch sinnfällige Figurenarrangements gesteigert wird. Dass der einzige Ausweg buchstäblich über den Verlust des Liebsten führt, ist eine bittere, aber folgerichtige Pointe.

Dass der Autor als Regisseur am Premierenabend nicht nur mit Einar Schleefs „Die Bande“ in Leipzig die Hardcore-Variante zu Haußmanns weichgespülter „Sonnenallee“ präsentierte, sondern in Magdeburg auch noch eine eigene Inszenierung beisteuerte, stellte sein gegenwärtiges kreatives Hoch endgültig unter Beweis. Mit seiner szenischen Annäherung an Erich Maria Remarques Roman „Die Nacht von Lissabon“, die als gemeinsames Projekt mit der Choreographin Lara Kugelmann realisiert wurde, entpuppte sich der vielfach zu Unrecht als infantiles Leichtgewicht denunzierte

Künstler als Meister der sentimental Balance. Die Geschichte einer hoffnungslos schönen Liebe vor dem zunehmend verdunkelten Horizont der nationalsozialistischen Expansion skizzierte er mit leichter, sicherer Hand in einer kunstvoll gespiegelten Erinnerung, ohne seinen Hang zur Etüde zu verleugnen. Als es ihm am Ende gar noch gelang, Remarques Tristesse durch eine zusätzliche Wendung auf den zunächst nur als Chronist aktiven Erzähler zurückzuwerfen, war den Kammerspielen zu ihrem Abschied noch einmal eine Überraschung geglückt. Im Herbst übernimmt – an der Elbe, nicht an der Oder – Tobias Wellemeier, der sich dem Vernehmen nach stärker auf die westeuropäische Gegenwartsdramatik konzentrieren will. Neues Spiel! Neues Glück?



Fotos (4): Klaus Herrmann



Oben: Rainer Frank, Enrique Keil und Lara Kugelmann in Armin Petras' Annäherung an Erich Maria Remarques „Die Nacht von Lissabon“. Links: Szene aus Jörg Richters Inszenierung mit Mathias Hermann, Michael Günther, Oliver Bäßler und Enrique Keil.



## DAS ANDERE ICH

**Mit einer Inszenierung von „Fight Club“ nach dem Roman von Chuck Palahniuk beschließt das Theaterhaus Jena eine erfolgreiche Saison**

Ich ist ein Anderer, der Schläge braucht und austeilt. Dies jedenfalls behauptet der Ich-Erzähler in Chuck Palahniuks Roman „Fight Club“, mit dessen Dramatisierung die Jenaer Theaterhaus-Chefin Claudia Bauer der aktuellen Saison einen gelungenen Höhe- und Schlusspunkt beschert. Dass ausgerechnet das junge Team in Jena statt synthetischer Surrogate nun das Original präsentiert, ist folgerichtig. Denn die Geschichte eines Handlungsreisenden, der seine zwischen Flughäfen und Hotelzimmer abhanden gekommene Identität als Voyeur in Selbsthilfegruppen für Hodenkrebs- oder Mukoviszidose-Patienten sucht und schließlich an den diabolischen Einzelkämpfer Tyler gerät, taugt auch zur Beschreibung von besinnungslosen Nachwende-Karrieren. Für den Erfolg der Inszenierung bürgt in erster Linie die

Souveränität, mit der Claudia Bauer und ihr Regie-Partner Rainald Grebe die Filmsprache in ihr theatrales Vokabular übersetzen. Wo gewöhnlich Unterkiefer in Großaufnahme verrutschen, wird hier die Enttäuschung zum Prinzip: In den von Igor Ilitchev choreographierten Duellen wird jede Zeitlupe vom Kampfrichter annonciert. Wenn Blut verlangt wird, holen sich die Kombattanten die nötige Ersatzflüssigkeit aus Eimern vom Rand der Arena. Und für die nötigen Umbauten im offenen Spielraum kommt die Ansage aus dem Stellwerk: Keine verherrlichende Apotheose des Zweikampfs, sondern ein Versuch über die Attraktion der Gewalt. Dass man gelegentlich dennoch einer gefährlichen Verführung erliegt, ist der Intensität der Darsteller zuzuschreiben: René Mariks dünnhäutiger Ich-Erzähler, sein lakonisch selbstbewusster Gegenspieler Tyler (Holger Kraft) und die zwischen Lebenshunger und Suizid-Sucht zerrissene Marla (Sandra Hüller) sind nur die durchgängig identifizierbaren Virtuosen in diesem ungemein vielstimmigen Figuren-Konzert. Dass man freilich auch in Jena der Versuchung erliegt, den konkreten „Fight Club“ am Ende in einem

allgemeinen „Projekt Chaos“ aufzulösen und damit die radikale Reflexion über den Schmerz zu betäuben, bleibt bedauerlich. Aber in einem Haus, wo sich mangels Masse selbst der Dramaturg wacker schlagen lassen muss, sind solche Ausrutscher verzeihlich.

Andreas Hillger



Tilla Kratochwil und Sybille Nowak in „Fight Club“.

Foto: Joachim Diete